



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

P. Joseph Biegner, R. M. M.

Missionsstation Emaus. — Ullängst brachten zwei Käffernweiber ein schwerfrankes Kind hieher zur Missionsstation. Das eine Weib war die Mutter, das andere die Großmutter des kleinen; sie beide waren noch heidnisch, das Kind aber hatte von unserm schwarzen Katecheten die Nottaufe und dabei den Namen Philipp erhalten.

Der kleine Philipp litt an Lungenschwindsucht, war ganz abgemagert und verdrehte schon zuweilen die Augen. Von einer Kur, wie die beiden Weiber meinten, konnte da keine Rede mehr sein. Was konnte ich sonst mit dem unmündigen, schon getauften Kinder an-

nächsten Tage als Sarg, die Schwestern sorgten für ein weißes Kleidchen, für Blumen und Grün, betteten ihn schön ein, und zum Schlüsse wurde der Kleine nach dem erbauenden Ritus unserer heiligen Kirche begraben.

Die Mutter des Kindes bat mich beim Abschiede um einen Rosenkranz und versprach, fortan in unsere Kirche zu kommen. Ihre Befehlung zum wahren Glauben ist nur noch eine Frage der Zeit. Vielleicht bringt sie in Wölde neben der Großmutter auch den Vater des Kindes mit. Mit der Taufe des Kindes durch den Katecheten war er sofort einverstanden, und der Einfluss seiner Frau und die Fürbitte des seligen Kindes bei Gott dürften auch ihn zum Heile führen. Schon oft ist die Taufe eines Kindes Anlaß zur Befehlung einer ganzen Familie gewesen.



Kleine Kinder holen sich nach dem Gottesdienst bei P. Ambros in Reichenau den Segen.

fangen? Könnte ich ihm irgend ein geistliches Gut vermitteln? Ja, die Segnungen unserer heiligen Kirche, und diese gab ich ihm durch Nachholung der Taufzeremonien. Mutter und Großmutter waren von allem, was sie da jahen, tief gerührt. Die vielen Kreuzzeichen, Handauflegungen, Salbungen, die Verabreichung von geweitem Salz, das weiße Kleidchen, die brennende Kerze, kurz, alles machte auf sie einen gewaltigen Eindruck.

Sie wollten beide hier bleiben und den Tod des Kindes abwarten, denn zu ihrem Kraal hatten sie einen Weg von mehreren Stunden, und starb das Kind, dann musste die Leiche doch wieder zur Missionsstation gebracht werden. Ich gestattete es gern und sorgte für eine bescheidene Unterkunft. Der Knabe lebte noch drei Tage, litt ungemein still und geduldig, — man hörte von ihm keinen Seufzer, keinen Laut, — dann eilte seine engelreine Seele im unbesleckten Kleide der Taufurteilshuld dem Himmel zu. Ein Holzlistchen diente am

Wir hatten heuer einen ungemein strengen Winter, besonders kalt war der Monat Juli, der ohnehin in Südafrika zu den kältesten Wintermonaten zählt und ungefähr dem europäischen Januar entspricht. Die ältesten Leute erinnern sich nicht, je einen so kalten Winter erlebt zu haben. Erfältungen und Krankheiten gab es da in Menae, was bei der mangelhaften Bekleidung der Käffern auch gar nicht zu verwundern ist; sie sind ja durchwegs nur ganz leicht bekleidet, oft bloß in eine alte Wolldecke eingehüllt; von Strümpfen und Schuhen keine Rede. Solange es nur irgendwie geht, schliegen sie sich an kalten Tagen in ihre Hütten ein und sehen sich in traumem Kreis um das Feuerchen, das Tag und Nacht in einer muldenförmigen Vertiefung am Boden brennt und qualmt. An der Küste, auch in Mariannhill, das etwa 20 Kilometer vom Indischen Ozean entfernt liegt, erreicht übrigens die Kälte niemals den Gefrierpunkt; selbst in den kältesten Winternächten zeigt da der Thermometer noch immer einige

Grade über Null; anders allerdings ein paar Tagreisen weiter landeinwärts, da kann es oft bitterkalt werden. Am kältesten ist es in den Drakensbergen und ihren Ausläufern und in den benachbarten Gebirgsteilen, zumal den Flüssen und sonstigen Wasserläufen entlang. Da sind auch unter dem afrikanischen Himmel Kältegrade von 10—12 Grad nichts Seltenes; auf den Bergen liegt häufig Schnee, im Flachlande bleibt er in der Regel allerdings nicht lange liegen; sobald die Sonne gegen 9 oder 10 Uhr etwas höher steigt, beginnt er zu schmelzen. Ueberaus lästig sind auch die kalten, von den mit Schnee bedeckten Bergen kommenden Winde; sie gehen durch Mark und Bein. Ueberhaupt wirkt in Afrika die Kälte auf Menschen und Tiere viel intensiver als bei dem gleichen Kältegrad in der nördlich gelegneten Zone der Kall ist.

Est modus in rebus, hat alles seine Grenzen, sagten schon die alten Römer. Bekanntlich pflegen wir den hiesigen Schwarzen, Heiden sowohl wie Christen, auf jegliche Weise entgegenzutreffen und helfen ihnen leiblich und geistig in allem, was recht und billig ist. Allein es gibt auch Käffern, die so etwas nicht zu würdigen wissen und daher in ihren Ansprüchen immer maßloser werden. So kam da unlängst ein Heide hieher mit der Meldung, Josephine, sein Töchterlein, ein Mädchen von zehn Jahren, sei gestorben; ich solle nun kommen und die Leiche holen, denn er habe keine Männer im Kraal, die sie zur Missionsstation tragen könnten. — Ich erwiederte gelassen: „Freund, das ist deine Sache; dir obliegt es, die Leiche zu bringen. Sind keine Männer in der Nähe, die das tun können oder wollen, so nimm ein paar Frauen oder handfeste Mädchen.“ — Der Mann ging unwillig fort, mußte sich aber zuletzt doch fügen. Vielleicht wirkt die kleine Lektion auch für ein anderesmal.

Ein benachbarter Käffer pflegte jedesmal zu verreisen, wenn die Reit kam, wo er an die Regierung die Hüt-Taxe von 10 Mark zahlen sollte. Kam nun der Polizist, die Taxe zu erheben, so erklärte die Frau, ihr Mann sei nicht da, sie aber habe kein Geld, und so mußte er regelmässig mit leeren Händen abziehen. Einmal aber erwischte er ihn doch. Diesmal lief der Schlaumeier, als er den Polizisten kommen sah, spornstreichs der Missionsstation zu und stürzte in mein Zimmer, um sich da zu verbergen. Gleich hinter ihm trat der Polizist ein. Der Käffer sagte stöhned, er sei an den Stufen vor der Haustüre gefallen und habe sich dabei den Arm gebrochen. Der Mann des Gesetzes reagierte auf diese Erklärung nicht, sondern packte ihn einfach am Kragen und führte ihn fort. Der Flüchtling scheint sich nun aber doch eine Armverletzung angezogen zu haben, denn auf dem Polizeiamte ließ man ihn gleich wieder los, und Tags darauf kam sein Weib, eine Christin, hieher nach Emaus, um für den gebrochenen Arm eine „Medizin“ zu holen. Der Käffer meint, der Weise habe für alles eine Medizin, auch für einen gebrochenen Arm. Er hält übrigens auch etwas aus; ein Schrechen, das einen Europäer wochenlang arbeitsunfähig machen würde, bringt er kaum in Anschlag.

In der Glubi-, sprich Schlubie-Siedlung, nicht allzu weit von Emaus entfernt, haust ein Käffernhäuptling mit einer ganzen Anzahl von Weibern. Man könnte nun glauben, unter diesen Weibern herrschten endlose Eifersüchteleien, Neidereien und Streitigkeiten. Doch dem ist keineswegs so, sie kommen vielmehr im großen und ganzen friedlich miteinander aus. Denn erstens hat jedes dieser Weiber eine eigene Hütte, wo sie mit

ihren Kindern wohnt, und zweitens haben die Schwarzen bezüglich der Bielweiberei eine ganz andere Ansicht als die Weisen. So ein Käffernweib fühlt sich durch den Umstand, daß ihr Mann noch andere Frauen hat, keineswegs erniedrigt, im Gegenteil, sie redet sich und ihre Genossinnen zu den Großen und Angesehenen, und blickt mit einer gewissen Verachtung auf ein gewöhnliches Weib herab, das allein mit ihrem Mann zusammenwohnt. Das sind in ihren Augen arme Schlucker, hemmleidenswerte Hungerleider, die nur eine einzige Hütte mit ein paar Ziegen, oder, wenn es hoch hergeht, einigen Kühen und Ochsen haben, Leute ohne Namen und Ansehen. Ganz anders ihr eigener Mann; der ist etwas und hat etwas. Er nennt acht bis zehn Hütten sein eigen und ebensoviel Weiber, und jedes von ihnen hat er mit zehn Ochsen oder noch mehr gekauft. Das gibt ein Ansehen im Käffernlande; und von diesem Glanze und dieser Ehre fällt ein großer Teil zurück auf seine Weiber, auf jedes von ihnen, und wäre es auch nur sein jüngstes Nebenweib. Dies der Gedankengang eines heidnischen Käffernweibes, und es dürfte schwer halten, sie eines Besseren zu belehren, solange sie vom Christentum keine Idee hat.

Dies nebenbei bemerkt; im allgemeinen also hausen und wirtschaften diese heidnischen Käffernweiber ganz friedlich miteinander und teilen sich in ihr gemeinsames Glück. Ausnahmen gibts natürlich auch, und es braucht oft nicht viel, um wenigstens zeitweilig einen großen Lärm und eine gewaltige Streiterei unter ihnen zu erregen. So kam eines Tages im genannten Glubi-Kraal das Großweib (die eigentliche Frau des Häuptlings) mit einem jüngeren Nebenweibe in Streit und bis ihr in der Höhe des Gefechtes ein Glied vom Finger ab.

Das arme Weib kam zu mir und bat mich, die Wunde zu verbinden. Sie sagte, sie habe auf dem Wege Schmerzen gehabt, daß sie meinte, das Herz falle ihr heraus. Will es gerne glauben, denn der Finger war schrecklich zugerichtet, und sie hatte ihn mit einem farbigen, schmutzigen Lappen verbunden. Ein halbes Wunder, daß da keine Blutvergiftung eintrat. Ich reinigte die Wunde, legte mit Arnika-Tinktur getränkte Watte darauf und verband den Finger mit einem frischen, reinen Läppchen. Zugleich gab ich ihr eine Anweisung, wie sie die folgenden Tage den kranken Finger behandeln sollte. Unter taufend Dankesbezeugungen kehrte sie in ihren Kraal zurück. Hoffentlich ist der Schaden bald wieder gut und kehrt auch wieder der süße Friede ein in den dichtbevölkerten Glubi-Kraal.

Zum Usutu.

P. Ludwig Tremel, R. M. M.

Wieder einmal war nach angestrengtem Studium und nach glücklich überstandenen Examina die goldene Ferienzeit angebrochen. Nun konnte man wieder ausruhen von den geistigen Strapazen. Der hochwürdigste Herr Abt hatte uns Studenten erlaubt, während der Ferien jede Woche einen Tagesausflug zu machen zur geistigen und körperlichen Erholung. Unvergeßlich ist mir da ein Marsch, den wir am 14. Juli 1913 von Mariambill nach dem Usutu ausgeführt haben; so heißt nämlich ein langgestreckter Berg, der von weitem gesehen die Gestalt einer riesigen Schildkröte hat und deshalb von den Schwarzen Usutu, d. i. Schildkröte genannt wird.

Der Morgengottesdienst war vorbei. Nach einer tüchtigen Leibesstärkung wurden die vom Bruder Koch